

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 28 (1938)
Heft: 27

Artikel: Bern
Autor: Schweizer, Walter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-643940>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

seinem Vater, dem er den Fehltritt längst verziehen hatte, wohnt er der schlichten Handlung am Grabe bei.

Er spürte den Hauch des Todes aus der Tiefe. Aber der Mann dort unten blickte ihn durch die hinuntergeworfenen Schollen an, er blickte durch ihn hindurch. Merkwürdig, woher Ringeisen plötzlich das Bewußtsein hatte, daß man heute seinen Vater begraben habe, den ein wunderliches Spiel von Zufällen am Ufer der Aare abgesetzt hatte. Ringeisen fühlte Dankbarkeit im Herzen für irgendetwas, das er mit Namen nicht zu nennen vermochte. Vielleicht war es Dankbarkeit dafür, daß er fortan der Sorge um den Ruf seines Erzeugers enthoben war. Denn mit dem Tod nahm auch das ein Ende. Etwas sehr Tiefes, sehr Sinnvolles lag in den scheinbar unberechenbaren Fügungen des Schicksals.

Ringeisen fand keinen Grund zur Trauer, der Tod schien ihm gleichsam verschlungen in den Sieg. Er bereute auch nicht, zu spät gekommen zu sein, um den Toten da unten als seinen Vater erkennen zu dürfen. Er hatte ihn geliebt; aber es war nicht jene Liebe gewesen, wie sie Söhne sonst ihren Vätern entgegenbringen. Ihre Wege waren getrennt geblieben, in eifriger Fremdheit hatten sie aneinander vorbeigelebt: zwei Mücken auf zwei verschiedenen Erdteilen. Ringeisen wußte nicht einmal bestimmt, ob er mit seinem Dasein eine Minute, eine Sekunde lang die Gedanken seines Erzeugers gestreift hatte. Ja, wie hätte er ihn wohl erkennen sollen?

Er nahm Abschied vom Namenlosen, vom Totengräber und vom Pfarrer des Städtchens und ging an seine Arbeit zurück. Ob dereinst auch an seinem Grabe einer so stehen und ihm einen grünen Zweig nachwerfen würde, wehmütig lächelnd, mit ein wenig Mitleid, mit ein wenig Sehnsucht in der Seele?

BERN

Von Walter Schweizer

Wer mit dem Zug über die Eisenbahnbrücke einfährt, der sieht stolz über der Aare aufgebaut die Stadt mit ihren Türmen, Brücken, ein bunt gemischtes Dächermeer, von der Sonne überglüht, vom warmen Sommerwind umfächelt, ein Bild, so bezaubernd, so hinreißend schön, daß das Auge wie trunken in selbigem Vergessen darauf ruht — Bern ist's, die Bundesstadt.

Unter den Städten, welche sich aus früheren Jahrhunderten einen charakteristischen Typus bewahrt haben, steht Bern in der vordersten Reihe, und zwar mit baulichen Formen und Motiven, die in solcher Fülle, in so grundsätzlicher Durchführung und eigentlicher Lokalfärbung sonst nirgends vorkommen. Wohl findet sich da und dort noch ein Abglanz mittelalterlichen Kulturlebens, so Ringmauern mit Gräben und Türmen, mit trummen, engen Gassen, mit hochgiebligen Häusern, vorragenden, niedrigen Geschossen, reichen Portalen und zierlichen Erkeren. Aber gerade diese Merkmale, die andere Orte haben, die besitzt Bern eigentlich gar nicht.

Ueber der Stadt ruht ein Schimmer verklärter Schönheit. Alles Beengende, Trübe, Dumpfe ist hier abgestreift. Wie befreit von der Alltäglichkeit der Dinge, wandelt man hier durch eine Welt heiterer, sorgloser Freude. Es ist ein Zauber, den keine Phantasie ausschöpfen kann, der immer wieder seine wunderbare Kraft bewährt. Lob und Lied, wie oft sie auch Alt-Bern feierten, sein Ruhm wird nicht ausgelungen werden. Mit jedem Jahr ziehen neue Scharen in die Stadt, wallfahren Tausende und Abertausende aus allen Weltteilen hierher, mit staunender Begeisterung die Fülle der Gaben hinzunehmen, welche die allgütige Mutter Natur über dieses begnadete Erdenstückerlein austreute. Es ist etwas Ideales, was ihm anhaftet, voll tiefer, goldener Poesie, daß das Schweizer Gemüt hier seinen Feiertag halten kann.

Landschaftlich kommt in Bern alles zusammen, ein Bild voll Harmonie, Farbenglanz und berückender Schönheit zu gestalten. Ein enges, malerisches, gewundenes Tal, dessen grünländlicher Fluß in die weite, fruchtbare Ebene seinen Weg zum stillen Opal des Jura sucht. Hier prächtig bewaldete steile Hügel, an welche sich reiche Dörfer schußsuchend schmiegen — und über allem, die Alpenkette mit dem mächtigen Firndreiklang: Eiger, Mönch und Jungfrau.

Im Morgensonnenglanze oder im Abendscheine, wenn im Tal der Aare schon Nebelfrauen huschen und nur geheimnisvolle Glut noch im Ersterben über die Dächer der Altstadt gleitet, bei Mondlicht, in der Blütenpracht des Lenzes oder im winterlichen Hermelinschmuck, immer bleibt Bern eine Zauberin, die unsere Sinne betört, schmeichelnde Weisen in die Herzen singt.

Auch an Goethe bewies sie einst ihre Kraft. Schrieb er doch am 9. Oktober 1779 an Frau von Stein: „Am 8. strich ich durch die Stadt. Sie ist die schönste, die wir gesehen haben. Die Häuser in bürgerlicher Gleichheit eins wie das andere gebaut, alle aus einem graulichen, weichen Sandstein. Die Egalität und Reinlichkeit drinnen tut einem sehr wohl, besonders da man fühlt, daß nichts leere Dekoration oder Durchschnit des Despotismus ist. Die Gebäude, die der Stand Bern selbst aufführet, sind groß und kostbar, doch haben sie keinen Ansehen von Pracht, der wenigstens vor den andern in die Augen würde.“

Wer durch die krummlinigen Straßen Alt-Berns wandert und die Sprache versteht, welche die Häuser mit ihren altersgrauen Mauern und den dunkeln hohen Ziegeldächern reden, wer die vielen schönen Bauten schaut, das Münster, die Kirchen, das Rathaus, den Erlacherhof, die Brunnen und Brunnlein, Erker und Erkerlein, dem ist zumute, als blättere er in den Seiten einer mit kräftigen Lettern gedruckten und mit markigen Holzschnitten ausgestatteten, alten Chronik. Auch ohne sich in den Inhalt eines solchen Folianten zu versenken und den Berichten des Chronisten zu folgen, kann es uns reizen, Seite um Seite umzublätern, weil alles dazu angetan ist, uns zu fesseln und zu erfreuen; das kräftige Papier, die charaktervolle Form der Typen, der energische Zug der Illustrationen, das intensive Schwarz des Druckes und die ungebrochene Kraft mit der das Rot der Initialen herausleuchtet. Man spürt, daß hier ein ursprünglicher, gesunder Geschmack gewaltet hat, dem alles Unnatürliche und Gefünstelte fremd ist, und es ist, als ginge ein Strom und Kraft auf uns über, der uns wachsen und erstarken macht. Und dieses Empfinden steigert sich, wenn nun das Buch seinen Inhalt enthüllt und farbenfrohe Bilder aus Berns Vergangenheit vor uns auftauchen läßt. Glückliche Stunden, da so der Geist der Geschichte an uns herantritt und uns teilnehmen läßt an den Taten, die vor Jahrhunderten ein glaubensstarkes und seiner Kraft bewußtes Volk vollbracht hat, glücklich die Stätte, die sich rühmen kann, ein reines Spiegelbild jenes Geistes zu sein, der der Schweiz zu ihrem heutigen Ganzen Expfeiler war — —

Wenn auch die Häuser heute mit der ehrwürdigen Miene des Mittelalterlichen dreinschauen, ein bezeichnender Zug zur Vollständigkeit der alten Straßenbilder fehlt, denn über den unsagbaren Schmutz der früheren Wege hat die Neuzeit ein reinliches Pflaster gebreitet. Gassenpflasterung war jedoch vor dem 14. Jahrhundert unbekannt. Bei festlichen Gelegenheiten aber wurden die Gassen mit Tannästen, Gras oder Zweigen belegt. Zum Schutz gegen Verunreinigungen trug man über den Schuhen Stelzschuhe mit Holzboden. Vor den Häusern wurden diese dann ausgezogen. So kommt es denn auch, daß in einer alten Chronik steht, daß vor der Ratsstube die Heberschuhe der Ratsherren aufgestellt gewesen seien, „do kundt man sin zählen, wie viel ihr zu Rath kommen wärent!“ Die erste Ausgabe für Pflasterung in Bern wurde 1377 gemacht, und zwar „die niedere brotschal ze beschiffenne“. Lange und hartköpfig hat sich der Berner gestraubt, seinem Vieh das Recht auf der Straße nehmen zu lassen; schließlich mußte er sich doch darein fügen, seinen Schweinen nur noch etwa eine Stunde am Tage die größere Freiheit der Straße zu bieten, bis auch diese Begünstigung schwand; undatiert, aber vor 1400 ist der Ratsbefehl, „mist und biau“ nicht länger als 14 Tage vor den Haustüren liegen zu lassen. für jeden fernern Tag sind 5 Schilling Buße angesetzt.

Zu dem Schönsten jedoch, was jener funktreiche Geist im Straßenbild der Stadt geschaffen, gehören die einladenden Laubengänge. Nur noch wenige Städte dürfen sich dieser Steige rühmen, die, von den Fußböden der ersten Stockwerke überdeckt, von den tragenden Pfeilern zur Seite der Straße geleitet, dem Wanderer Schutz gegen Regen und Sonne, dem Auge im wechselvollen Rhythmus von Licht und Schattenkonturen einen malerischen Anblick bieten. Im Jahre 1479 schreibt der Dekan Albrecht v. Bonstetten: „Bern ist ein statt, groß an richtum, mit hüpschen büwen gezieret, und ist nüw, lustig, mit witen gassen, zu beder sitt gewelbe habende, under denen mit droffenen Füßen man wandern mag.“ Die ersten Nachrichten über die

Raubenanlagen verdanken wir Ulrichs Chronik, die bei Erwähnung des Stadtbrandes von 1285 sagt: „und war die stat hernach gebauen uf die noyß mit bogen, als vorhin...“
 lieber das Eigentumsverhältnis des Raubendogen, gefeilt zwischen Stadt und Hausbesitzer, sprechen spätere Ratssamale, z. B. 8. Dezember 1558 „uff büt ist durch W. Herren Drätt und burger abgemert worden, daß man die hänt under den lauten nur 6 werschfuß mit von den läden verrücken löße.“ Ferner am 6. Oktober 1570: „das bädeln und flachsweben under den lauten bi 5 Fd, büt verbieten, mit isolaßen der trummeter.“
 So ein Stück Bergangezeit, das ganz eigenartig anmutet, können wir heute noch an der Wegergasse sehen. Wie ehemals lebt und arbeitet hier das Volk auf der Gasse und unter dem Schutze der Raubendogen. Spengler, Tapezierer, Schuhmacher verlegen bei schönem Wetter ihre Werkstätte ins Freie. So bietet diese Gasse ein lebendiges Bild alten Straßenlebens und althergebrachten Volkstums, bunter Abwechslung, das man selten in einer modernen Stadt antrifft. Betrachten wir die Kunst neben dem Rathaus, mit ihrem reichen Raubendogen über an der Postgasse die Lieberette der ehemaligen Antonierkirche, deren Eingang eine wunderbare Raubendogenfronten tragen, einen Blick zu einem künstlerisch hochwertigen Bilde alter Schönheit. Oder betrachten wir die alten Längengänge mit ihren Wappensteinern und Sockeln, die früher wohl dazu bestimmt waren, Figuren von Heiligen zu tragen, überall zeigt sich die Kunst geschmackvoll zu verbinden.

Nicht anders als das materielle Durcheinander von Gassen, Plätzen und Häusern bieten auch die unüberlebenden Rechtsverhältnisse der Burger ein Gemisch von Beziehungen, Beträgen und besonderen Begünstigungen, aus denen sich erst durch ein beständiges Ozeanreiben eines einheitlichen Rechtes nicht ohne weitverbreitende Umwege ein organisch wirkendes Ganzes zu bilden vermöchte. Gerade die großen Brände, die Bern in früheren Jahrhunderten nieder in Asche legten, haben etwas Licht und Ordnung gebracht und die Stadt erleben lassen, zu dem, was sie heute ist. Sieht doch selbst im Polizeibuch von 1580, denn die alte Ordnung (das) mit so viel erschaffen (gehoben), daß die Stadt mehr einem Dorf denn einer verrückten Stadt zu vergleichen sei! In dieser Zeit drang der Rat darauf, wenigstens Gebäude in Stein mit Ziegeldachung ausführen zu lassen. Die Stadtratsungen weisen auf zahlreiche daberige Subventionen 1377: „Denn Hans Mutter an ein ziegeldach an dem hindern hufe...“ zeilte, bieten die daberigen geben 4 Fd, 10 Schl. 1382: „Denn Guras an einen bau an dem ortus in der nimmelsant...“ 3 Fd. Ein eigenes Verbot der Schindeldächer erfolgte laut Ratssamale erst am 25. September 1542. Die finanziellen Verluste der Stadtbürger, verursacht durch die Brände, sprechen sich in folgendem Ratsschluß von 1405 aus: „Wer seine Hoffstat wieder aufbaut, aber auf eine bestimmte Zeit wieder aufzubauen verpflichtet, daß dem der halbe Anteil aller Einnahmen und Zinsen, so derzeit auf seiner Hoffstat liegen, abgehen sollen.“

In dieser Zeit lebte denn eine lebhaftere Bauzeit ein und lag die baupolizeiliche Administration seit 1403 vier Baubereuen ob die in Verbindung mit dem Wertmeister, des Steinmeiß und

dem des Holzwerks dem Bauwesen vorstanden. Das alle Bogen, Giebel und Spruchbuch gibt uns den Eid der Baubereuen vom 25. Juli 1473. „Die baubereuen“ schwören, täglich zu der Stadt „bunnen und verkäffen, belb und jäglicher in funders, wann si in der stat sind, es nie in der fust oder andersom“ zu leben, Weiler und Knechte zur Arbeit anzuhalten, und der Stadt „auf und gegen, es sie an nuchdem bunnenholz alten und neuen, Heinpflaster, ziegel, steinwerck“ zu der Stadt Statuen zu gebrauchen, wie wenn es ihre eigene Sache wäre und niemand etwas davon zu geben oder zu nehmen ohne Erlaubnis von Schultheiß und Rat.
 Wir dürfen annehmen, daß die Haupttätigkeit der Baubereuen im Neubau und Unterhalt der Stadtbefestigungen stand. Verschleiene Stadtbefestigungen nennen ganz bedeutende Stellen, welche an die Stadtbaumeister „auf die bunne essert und innerant der stat“ bezahlt werden, selber sind aber die Bauten nicht bezeichnet. Zuffinger sagt: „do man zeit von gots geburt 1346 jar, wart des ersten angegangen der ober spitalturm (Christoffel, hand bei der Heiliggeistkirche) und die ringmure und do man anbuß zu bunnen, do griff man das werf so rätlich an, daß die ringmure in anderthalb jar gemacht wart.“

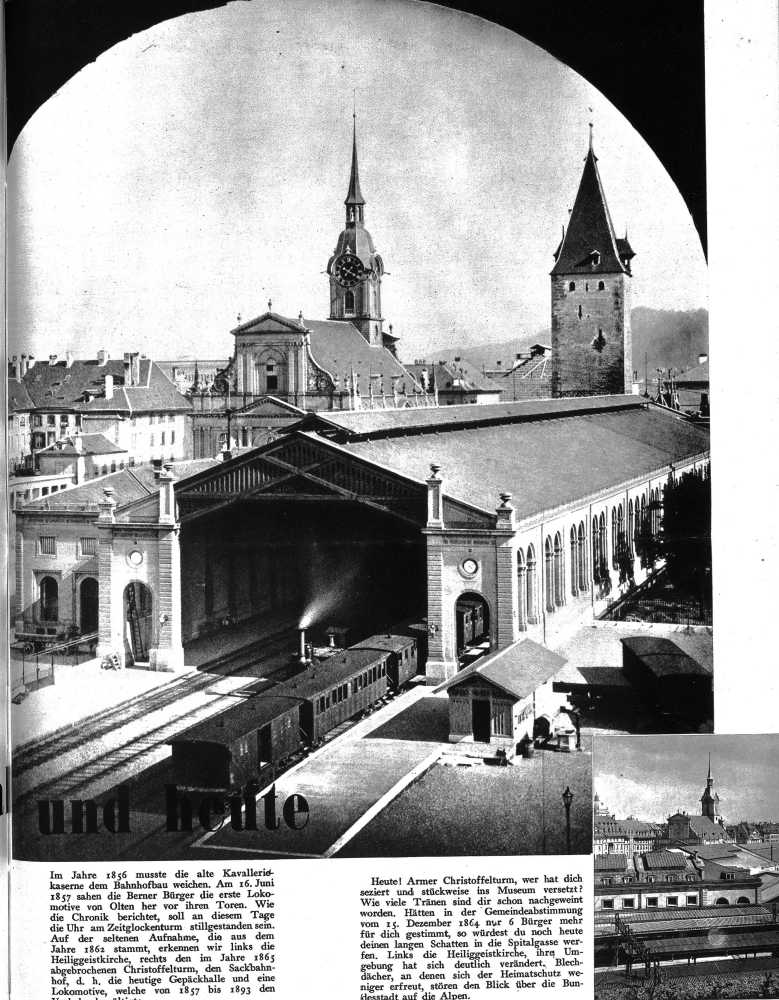
Es würde viel zu weit führen, auf alle Einzelheiten einzugehen. Eines können wir aber sagen, daß die Stadt Bern, was ihre bauliche Eigenart anbelangt, die schweizerische Schweizerstadt genannt werden kann. Ja, sie ist die Stadt aus einem Gulle und ihre Häuser thronen so selbstbewußt und sicher auf ihren mächtigen Fundamenten, als wären sie selber lebendige Bürgerleute. Und sollen wir die vielen Schönheiten alle aufzählen? Nein, denn da müßte der Schreiber sagen, lieber Leser, ach! mal hinunter zur Stadtkirche mit dem „Nischhöfli“, schau' dich um am Stunden, den allen schönste, zier' durch die äußerlich malerische Geredigkeit, pilgere durch die Zunftergasse, laß Einkehr beim Erlanderhof. Wo du nur hinblicken kannst und magst, überall wird dein Auge neue Schönheiten entdecken, da ein prächtiges Portal, hier ein kunstvoll geführtes Schloß, dort einen Zirkelbogen, hier ein Erkerchen. Laß dir von den Brannen alle Sagen und Mären erzählen und horche der Geschichte beim Betrachten des Rathauses und ergöh' dich beim wiederwundernden Zeitglücken, der schon 1382 seine „ortel“ hatte.
 Ober aber verhalte dich in die wunderbaren Schönheiten des Minsters, der ehemaligen Deutschkirche St. Vinzenzen. Für leben wird es ein Genießen in Freude sein und wenn diese Zeiten anregen, den allen Schönheiten etwas mehr Interesse entgegen zu bringen, selber auf Forschungsreisen in alten Bern zu geben, so ist ihr Zweck erreicht.

Als Luginsland weit hinaussehend, außen Berns Türme weit, dem fernen Alpenland ein erlesenes Anzeichen endlicher Ruhe noch erühender Abänderung oder Geborgenheit im machthoch lächelnden Schutze. Und einladend winkt beim Betreten der Stadt durch den dunklen Rahmen des ersten Lorbogens gemüßig umschlossen, die buntnfarbige Häuserzeile hindurch und läßt dem Betrachter den Wunsch, einzutreten, sich friedlich kräftiger äußern. Und alle Silber lösen in uns mit breitem Behagen Stimmungen aus, wie wir sie selten genießen und wer einmal den Jauber genossen, der wird mit stiller Freude sich jeder Silber festfort erinnern, die fast überall im die Ruhestadt Bern geboten hat und festfort bieten wird.

BERN — Anno dazuma und heute

Es war an einem sonnigen Frühlingstag. Zwei alte Frauen aus der Unterstadt saßen auf einem der grasgrünen Bänke der Plattform und sprachen. Im jungen Kantonienland zwitlernden Buchstaben und Spielen, — Kinder flüsteren Lauben, — „Wehe, so lides hü“, hören wir die eine der Frauen. „Strüßer kommt man noch gemüßig über die Straße. Wieß man stehen und plauderte, so fuhren die Tröschelgen um einen herum. Aber hü, — mit riegelt in der Riedle vom Wäbe. 3 ga nümme i bi oberi Stadt. Doppa a ber Riechnadte, ga d'Wäbe luege. — U be die neue Hüler“, hören wie sie weiter distulieren. „Aller Naadbar,

der Siegenbaler, ist heute auch so in einem Abornen; aber es löchit, es wäre dort immer Strad, wegen dem Wasser, — man höre alles. In der Walte und drunten an der Wadeg wolle man auch träumen. Aber der „Riedu“ und ich bleiben, wo wir sind. Res hüdelit zwar aße, u be Dach rümt o.“ — Sie plaudern weiter von der guten alten Zeit. Ein Pärli gebt eng umschlungen vorüber. Sie flüßen sich, Heber die Brillenalter gucken die beiden Frauen aus der Unterstadt einander an und schütteln die Köpfe. „Wehe, so lides hü“, hören wir sie noch sagen.



Bilder vor 1900: Stadtbibliothek Text und neuere Bilder: P. Senn
 In der nächsten Nummer werden wir noch weitere interessante alte Aufnahmen bringen.
 Im Jahre 1856 musste die alte Kavalleriekaserne dem Bahnhofbau weichen. Am 16. Juni 1857 sahen die Berner Bürger die erste Lokomotive von Olten her vor ihren Türen. Wie die Chronik berichtet, soll an diesem Tage die Uhr am Zeitglockenturm stillgestanden sein. Auf der seltenen Aufnahme, die aus dem Jahre 1862 stammt, erkennen wir links die Heiliggeistkirche, rechts den im Jahre 1865 abgebrochenen Christoffelturm, den Sackbahnhof, d. h. die heutige Gepäckhalle und eine Lokomotive, welche von 1857 bis 1893 den Verkehr bewältigte.
 Heute! Armer Christoffelturm, wer hat dich sezirt und stückweise ins Museum versetzt! Wie viele Tränen sind dir schon nachgeweint worden. Hätten in der Gemeindeabstimmung vom 25. Dezember 1864 nur 6 Bürger mehr für dich gestimmt, so würdest du noch heute deinen langen Schatten in die Spitalgasse werfen. Links die Heiliggeistkirche, ihre Umgebung hat sich deutlich verändert. Blechdächer, an denen sich der Heimatschutz weniger erretzt, stören den Blick über die Bundesstadt auf die Alpen.

